MALINA



Ingeborg Bachmann

Werke

PIPER
Suhrkamp

Ingeborg Bachmann
Malina

Ingeborg Bachmann
Werke und Briefe

Salzburger Bachmann Edition

Herausgegeben von
Irene Fußl und Uta Degner

Unter Mitarbeit von Silvia Bengesser

Ein Editionsprojekt am Literaturarchiv Salzburg
Mit Unterstützung des Literaturarchivs
der Österreichischen Nationalbibliothek

Ingeborg Bachmann
Malina

Roman

Herausgegeben von
Renate Langer

Unter Mitarbeit von Caroline Scholzen

Mit einem Vorwort von
Hans Höller

Piper Suhrkamp

BUNDESKANZLERAMT ÖSTERREICH

Diese Ausgabe wird von der Republik Österreich,
Bundeskanzleramt gefördert.

Erste Auflage 2026
Originalausgabe
© Piper Verlag München, Berlin, Zürich
und Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2026
Alle Rechte vorbehalten.
Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Brian Barth, Berlin
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-43286-0

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

MALINA

Hans Höller

Vorwort

»Das Buch Malina« war der Titel, den sich Bachmann für ihren ersten Roman gewünscht hatte. Er sollte an die Bücher der Bibel erinnern und an die weit zurückreichende literarische Überlieferung. Aber nicht die Autorin entschied 1971 die Titelwahl, sondern Suhrkamp-Verleger Siegfried Unseld, der sich einen marktgängigen Erfolgsroman wünschte: »*Malina*. Roman«.

Wer ist Malina? Ist er ein Teil des Erzählerinnen-Ich? Ihr Alter Ego als Doppelgänger? Verkörpert er ihre Autorschaft, die rettende Distanz vom Alltag, wie sie aus einer kleinen Textpassage spricht: »erst heute haben wir uns wieder über die Landkarten, über die Stadtpläne, über die Wörterbücher gebeugt, über die Worte hergemacht, wir suchen alle Orte und Worte auf und lassen die Aura aufkommen, die ich auch brauche, zum Leben, dann ist Leben weniger Pathos« (S. 55)?

Malina gehört aber auch zum Ensemble der Romanfiguren: als österreichischer Beamter, Angestellter des Heeresgeschichtlichen Museums in Wien. Das würde zu einem Österreich-Roman passen, als den man *Malina* lesen kann. Für die Romangestalt des Malina in *Das Buch Goldmann* erfand die Autorin ein antikriegerisches Denkbild, wenn sie ihn bei den musealen Schlachtgemälden im Wiener Heeresgeschichtlichen Museum Ruhe finden lässt: »Sie werden das Heeresmuseum doch nicht für was Kriegerisches halten. Es gibt keinen friedvolleren Platz, und es paßt mir sehr gut, zwischen Schlachtengemälden zu sitzen, abgemalten Kriegen,

kommt man sich vor wie in einer Oase des Friedens« (BG, S. 198).

Malina ist aber vor allem ein Buch über die vergebliche Liebe der weiblichen Ich-Erzählerin zu Ivan, der dritten Hauptfigur im Ensemble. Ivan ist die slawische Form des Namens Hans, des Namens des ›typischen‹ Mannes in Bachmanns Werk: »Wie traurig bin ich, und warum tut Ivan nichts dagegen […] warum muß er mir von Paris reden, anstatt hierzubleiben oder mich mit nach Paris zu nehmen, nicht weil ich nach Paris will, sondern damit mir mein Ungargassenland nicht vergeht und ich es immer festhalten kann, mein einziges, mein über allem liegendes Land« (S. 55 f.) – »Ivan« und »Ungargassenland« – jedes der beiden Wörter nimmt im Roman vielfältige Bedeutungen an und verlangt nach einem Kommentar – und auch die Gattungsbezeichnung ›Roman‹ hat bei Bachmann eine alles andere als selbstverständliche Bedeutung.

Renate Langers Kommentierung in der neuen Edition von *Malina* lässt sich als zusammenhängende Erzählung lesen, welche den »unterirdischen Querverbindungen« (GUI, S. 79) folgt, die für Bachmanns literarisches Schreiben charakteristisch sind. Deren Erforschung im Kommentar ähnelt einer archäologischen Spurensuche, die sich am schönsten an Bachmanns literarischen Stadtporträts von Rom, Berlin und besonders von Wien darstellt. Man könnte *Malina* eine ›Wien-Bibel‹ nennen.

Der Roman ist aber auch als ›versponnen‹ kritisiert worden. Eine Beurteilung, die sich anders wenden lässt, wenn man in der Versponnenheit und Verwobenheit die literarische Eigentümlichkeit von *Malina* sieht. Langer zitiert in ihrem Kommentar eine »selbstironische Anspielung«: Mit dem Blick auf die Spinnweben in ihrer Wohnung stellt das Ich fest, »wie ver-

webt alles ist« (S. 350). Es ist dieses Stilideal der Autorin, das sich gegen Kürzungsvorschläge verwehrt, die das filigrane Textgewebe zerreißen könnten.

Bei der Betonung der Verbundenheit von allem mit allem sollten aber nicht die literarischen Besonderheiten und die thematischen Zentren des Buchs übersehen werden. Dazu gehören vor allem Bachmanns österreichisches Deutsch als Literatursprache und die ›komponierte Sprachen-, Rede- und Stimmenvielfalt‹ (Michail Bachtin), die sich in der Vielfalt der Textsorten widerspiegelt – in den Gesprächen, Telefonaten, Briefen oder in der märchenhaften Erzählung der »*Geheimnisse der Prinzessin von Kagran*«. Dieser Text, mit feiner Ironie erzählt, enthält die Gründungslegende von Bachmanns Herkunftsstadt: »*Es war einmal eine Prinzessin von Chagre oder von Chageran, aus einem Geschlecht, das sich in späteren Zeiten Kagran nannte. Denn der heilige Georg, der den Lindwurm in den Sümpfen erschlagen hat, damit nach dem Tod des Ungeheuers Klagenfurt erstehen konnte, war auch hier*« (S. 69).

In der Erzählung von der blinden Liebe der Ich-Erzählerin zu Ivan geht es auch um das Sehend-Werden und Sehend-Machen (vgl. KS, S. 246). Zur angestrebten Wahrnehmungserweiterung gehört, dass alles in diesem Buch eine weiter reichende Bedeutung annehmen kann. So wird ein »Leuchter« (S. 209) zum kultischen Gegenstand und verweist auf die Liebesbeziehung mit Paul Celan, und zugleich lässt er an die Shoah denken, die einen zentralen Bezugspunkt des Romans bildet.

Malina ist eines der bedeutendsten Werke nach 1945. Charakteristisch für seine Sprache, wie für Bachmanns Schreiben insgesamt, ist die leibseelische Dramatik, wie sie in Bachmanns Werk immer wieder zum Ausdruck kommt: »Über dem Stadtplan von Wien liegen, wie ein Ertrinkender, ein Sehnsüchti-

ger, der nicht mehr weiß, wohin eine Sehnsucht geht« (TA 1, S. 166).

Indem Bachmann in ihren Darstellungen der Landschaften und Städte, der Gebäude, der Straßen und der Wege auch das mitdenkt, was nicht mehr da ist, lässt sie Erinnerungslandschaften entstehen, in denen das Verschwundene einen Platz erhält. Bachmanns Buch ist in diesem Sinn eine Suche nach der verlorenen Zeit. Die Autorin hat einen ihrer schönsten Essays zu Marcel Prousts *À la recherche du temps perdu* geschrieben. Sie nennt den Roman »ein hartes, tragisches und revolutionäres Buch […] voll von Beziehungen und Welthaltigkeit« (KS, S. 221).

Die Stadterkundungen führen immer wieder zu persönlichen Erinnerungsorten, die Bachmann in ihrem Werk zum Leuchten bringt. Und ähnlich ist es mit der Bedeutung der Namen, der sie die vierte ihrer Frankfurter Vorlesungen gewidmet hat. So steckt in der liebevollen Bezeichnung vom ›windischen Bauernkind‹ (Henze 1996, S. 191), die Hans Werner Henze für Ingeborg Bachmann verwendet, das Wissen vom persönlichen Mythos der Autorin. Zugleich erfährt dabei die ›windische‹, also die slowenische Bevölkerung Kärntens eine Würdigung, die sich gegen den oft abwertenden Beiklang des Wortes wendet und ihm eine positive Bedeutung verleiht. In ihrem Stellenkommentar erinnert Renate Langer an ein schönes Zitat aus der Jugenderzählung *Das Honditschkreuz* (1943), geschrieben von der siebzehnjährigen Schülerin. Es enthält die Utopie einer friedlichen Aufhebung der Grenzen, die in der NS-Zeit eine widerständige Bedeutung annehmen musste:

> Die Windischen leben im Gailtal, ebenso wie überall im Süden Kärntens inmitten von Deutschen […]. Mit ihrem Dasein ist es, als wollten sie die Grenze verwischen, die Grenze des Landes, aber auch der Sprache, der Bräuche und der Sitten. Sie bilden eine Brücke, und ihre Pfeiler sitzen gut und friedlich drüben und herüben. Und es wäre gut, immer so zu bleiben. (W 2, S. 491)

Charakteristisch für ihre Kommentierung von Bachmanns Buch *Malina* ist Langers besondere Aufmerksamkeit für die Zeichen und Gesten des Widerstands sowohl in ihrem Werk als auch in den Korrespondenzen der Autorin. Man findet dort, auch von befreundeten Briefeschreibern, Texte, die man nicht vergessen möchte. An Heinrich Böll schreibt sie am 3. Mai 1957: »Es ist sehr merkwürdig, dass alle enterbten Österreicher an einer imaginären Geographie festhalten, die Abneigung sich gegen die Alpenschädel […] richtet und die Sehnsucht nach der Peripherie geht« (IB/HB, S. 147).
Oft rufen die Kommentierungen in den Wörtern und Namen, die wie selbstverständlich verwendet werden, etwas Vergessenes in Erinnerung, zum Beispiel im Straßennamen »Rennweg« das Metternich-Wort, am Rennweg fange der Balkan an. Doch weit schöner als die boshaften politischen Reminiszenzen können einem die geheimen persönlichen Erinnerungsorte erscheinen, wie der blühende Magnolienbaum im Wiener Stadtpark, der in der Liebesgeschichte von Bachmann und Celan eine Rolle spielte.

MALINA

Die Personen:

Ivan — geboren 1935 in Ungarn, Pécs (vormals Fünfkirchen). Lebt seit einigen Jahren in Wien und geht einer geregelten Arbeit nach, in einem Gebäude, das am Kärntnerring liegt. Um keine unnötigen Verwicklungen für Ivan und seine Zukunft heraufzubeschwören, soll es als ein Institut für äußerst notwendige Angelegenheiten bezeichnet werden, da es sich mit Geld befaßt. Es ist nicht die Creditanstalt.

Béla
András — die Kinder, 7 und 5 Jahre alt

Malina — Alter, dem Aussehen nach, unbestimmbar, heute vierzig Jahre alt geworden, Verfasser eines ›Apokryph‹, das im Buchhandel nicht mehr erhältlich ist und von dem in den späten fünfziger Jahren einige Exemplare verkauft wurden. Aus Gründen der Tarnung Staatsbeamter der Klasse A, angestellt im Österreichischen Heeresmuseum, wo es ihm ein abgeschlossenes Studium der Geschichte (Hauptfach) und Kunstgeschichte (Nebenfach) ermöglichte, unterzukommen und einen günstigen Platz einzunehmen, auf dem er vorrückt, ohne sich zu bewegen, ohne sich je bemerkbar zu machen durch Einmischungen, Ehrgeiz, Forderungen oder unlautere Verbesserungsgedanken an den Prozeduren und schriftlichen Vorgängen zwischen dem Verteidigungsministerium am Franz-Josefs-Kai und dem Museum im Arsenal, das, ohne be-

sonders aufzufallen, zu den merkwürdigsten Einrichtungen unserer Stadt gehört.

Ich — Österreichischer Paß, ausgestellt vom Innenministerium. Beglaubigter Staatsbürgerschaftsnachweis. Augen br., Haare bl., geboren in Klagenfurt, es folgen Daten und ein Beruf, zweimal durchgestrichen und überschrieben, Adressen, dreimal durchgestrichen, und in korrekter Schrift ist darüber zu lesen: wohnhaft Ungargasse 6, Wien III.

Zeit — Heute

Ort — Wien

Nur die Zeitangabe mußte ich mir lange überlegen, denn es ist mir fast unmöglich, ›heute‹ zu sagen, obwohl man jeden Tag ›heute‹ sagt, ja, sagen muß, aber wenn mir etwa Leute mitteilen, was sie heute vorhaben – um von morgen ganz zu schweigen –, bekomme ich nicht, wie man oft meint, einen abwesenden Blick, sondern einen sehr aufmerksamen, vor Verlegenheit, so hoffnungslos ist meine Beziehung zu ›heute‹, denn durch dieses Heute kann ich nur in höchster Angst und fliegender Eile kommen und davon schreiben, oder nur sagen, in dieser höchsten Angst, was sich zuträgt, denn vernichten müßte man es sofort, was über Heute geschrieben wird, wie man die wirklichen Briefe zerreißt, zerknüllt, nicht beendet, nicht abschickt, weil sie von heute sind und weil sie in keinem Heute mehr ankommen werden.

Wer je einen schrecklich flehentlichen Brief geschrieben hat, um ihn dann doch zu zerreißen und zu verwerfen, weiß noch

am ehesten, was hier unter ›heute‹ gemeint ist. Und kennt nicht jeder diese beinahe unleserlichen Zettel: ›Kommen Sie, wenn überhaupt, wenn Sie können, wollen, wenn ich Sie darum bitten darf! Um fünf Uhr im Café Landtmann!‹ Oder diese Telegramme: ›bitte ruf mich sofort an stop noch heute‹. Oder: ›heute nicht möglich‹.

Denn Heute ist ein Wort, das nur Selbstmörder verwenden dürften, für alle anderen hat es schlechterdings keinen Sinn, ›heute‹ ist bloß die Bezeichnung eines beliebigen Tages für sie, eben für heute, ihnen ist klar, daß sie wieder nur acht Stunden zu arbeiten haben oder sich freinehmen, ein paar Wege machen werden, etwas einkaufen müssen, eine Morgen- und eine Abendzeitung lesen, einen Kaffee trinken, etwas vergessen haben, verabredet sind, jemand anrufen müssen, ein Tag also, an dem etwas zu geschehen hat oder besser doch nicht zu viel geschieht.

Wenn ich hingegen ›heute‹ sage, fängt mein Atem unregelmäßig zu gehen an, diese Arhythmie setzt ein, die jetzt auch schon auf einem Elektrokardiogramm festzustellen ist, es geht nur nicht hervor aus der Zeichnung, daß die Ursache mein Heute ist, ein immer neues, bedrängendes, aber den Beweis für die Störung kann ich erbringen, im fahrigen Code der Mediziner verfaßt, für etwas, das dem Angstanfall vorausgeht, mich disponiert macht, mich stigmatisiert, heute noch funktionell, so sagen sie, meinen sie, die Beweiskundigen. Nur ich fürchte, es ist ›heute‹, das für mich zu erregend ist, zu maßlos, zu ergreifend, und in dieser pathologischen Erregung wird bis zum letzten Augenblick für mich ›heute‹ sein.

Wenn ich also wenig zufällig, sondern unter einem furchtbaren Zwang zu dieser Einheit der Zeit gekommen bin, so verdanke ich die Einheit des Ortes einem milden Zufall, denn nicht ich habe sie gefunden. In dieser viel unwahrscheinlicheren Einheit bin ich zu mir gekommen, und ich kenne mich aus in ihr, oh, und wie sehr, denn der Ort ist im großen und ganzen Wien, daran ist noch nichts sonderbar, aber eigentlich ist der Ort nur eine Gasse, vielmehr ein kleines Stück von der Ungargasse, und das hat sich daraus ergeben, daß wir alle drei dort wohnen, Ivan, Malina und ich. Wenn man die Welt vom III. Bezirk aus sieht, einen so beschränkten Blickwinkel hat, ist man natürlich geneigt, die Ungargasse herauszustreichen, über sie etwas herauszufinden, sie zu loben und ihr eine gewisse Bedeutung zu verleihen. Man könnte sagen, sie sei eine besondere Gasse, weil sie an einer fast stillen, freundlichen Stelle am Heumarkt beginnt und man von hier aus, wo ich wohne, den Stadtpark sehen kann, aber auch die bedrohliche Großmarkthalle und das Hauptzollamt. Noch sind wir zwischen würdigen, verschlossenen Häusern, und erst kurz nach Ivans Haus, mit der Nummer 9 und den beiden Löwen aus Bronze am Tor, wird sie unruhiger, ungeordneter und planloser, obwohl sie sich dem Diplomatenviertel nähert, es aber rechts liegen läßt und wenig Verwandtschaft mit diesem ›Nobelviertel‹ – wie es vertraulich heißt – von Wien zeigt. Mit kleinen Kaffeehäusern und vielen alten Gasthäusern macht sie sich nützlich, wir gehen zum Alten Heller, dazwischen gibt es eine brauchbare Garage, Automag, die auch sehr brauchbare Neue Apotheke, eine Tabaktrafik auf der Höhe der Neulinggasse, nicht zu vergessen die gute Bäckerei an der Ecke Beatrixgasse und zum Glück die Münzgasse, in der wir unsre Autos parken können, auch wenn sonst nirgends mehr Platz ist. Streckenweise, etwa auf der Höhe des Consolato Italiano, mit dem Isti-

tuto Italiano di Cultura kann man ihr ein gewisses Air nicht absprechen, und doch hat sie nicht zuviel davon, denn spätestens beim Heranrollen des O-Wagens oder bei einem Blick auf die ominöse Garage für Postautos, an der zwei Tafeln sich nicht aussprechen und kurz sagen ›Kaiser Franz Joseph I. 1850‹ und ›Kanzlei und Werkstätte‹, vergißt man ihre Anstrengungen, sich zu nobilitieren, und sie erinnert an ihre ferne Jugend, an die alte Hungargasse, in der die aus Ungarn einreisenden Kaufleute, Pferde-, Ochsen- und Heuhändler hier ihre Herbergen hatten, ihre Einkehrwirtshäuser, und so verläuft sie nur, wie es amtlich heißt, ›in großem Bogen Richtung Stadt‹. Im Beschreiben ihres großen Bogens, den ich an manchen Tagen vom Rennweg herunterfahre, hält sie mich auf, mit immer neuen Einzelheiten, beleidigenden Neuerungen, Geschäften, die heißen Modernes Wohnen, die mir aber wichtiger sind als alle über sie triumphierenden Plätze und Straßen der Stadt. Sie ist auch nicht unbekannt zu nennen, denn man kennt sie schon, aber ein Fremder wird sie nie zu Gesicht bekommen, weil es in ihr nichts zu besichtigen gibt und man hier nur wohnen kann. Ein Besichtiger würde am Schwarzenbergplatz oder spätestens am Rennweg, beim Belvedere, umkehren, mit dem wir gemeinsam nur die Ehre haben, den Titel ›III. Bezirk‹ zu führen, und nähern könnte der Fremde sich vielleicht von der anderen Seite, vom Eislaufverein her, wenn er in dem neuen Steinkasten logiert, dem Vienna Intercontinental Hotel, und zu weit in den Stadtpark spaziert. Aber in diesen Stadtpark, über dem für mich ein kalkweißer Pierrot mit überschnappender Stimme angetönt hat,

